

Auch in Amerika ist die Wirtschaftslage gegenwärtig zum Sammeln von Spenden nicht sonderlich geeignet, und trotzdem wurde eine so enorme Summe aufgebracht; eine Summe, die auch dann, wenn man die Vorliebe der Amerikaner für Propaganda in Rechnung stellt, staunenswert groß ist. Es ist in hohem Maße wahrscheinlich, daß auch in Deutschland ausreichende Geldbeträge für den gezeigten Zweck zu erlangen sind, wenn eine Person oder eine Zentrale sich der Sache mit Eifer annimmt.

Das hier Skizzierte wäre ein Anfang. Der Weg, so glauben wir gezeigt zu haben, ist gangbar. Der Raum gestattet nicht, weitere Zeugnisse dafür anzuführen, daß eine religiöse katholische oder christliche Propaganda heute eine Notwendigkeit ersten Ranges bedeutet. Nur auf ein Wort sei hingewiesen, das Dr. Brüning über das Ideal des christlichen Staates am 3. Juli 1932 in Köln sprach. Es lautet: „Zur Verwirklichung eines Ideals gehört auch, daß man dieses Ideal durch Eroberung und Werbung zunächst einmal in den Herzen aller Menschen lebendig macht, auch aller derer, die heute vielleicht noch fremd der evangelischen und katholischen Kirche gegenüberstehen.“

## Gift und Gegengift

Von Franz Heselhaus S. J.

**G**ift ist ein aufgeregtes Wort. Sein Erinnerungsbild ist umstellt mit Rufzeichen und Totenköpfen. Es schneidet und sticht, wie Dolch und Pfeil. Das Wort selbst ist schon schnittig und heimtückisch. Gift und Gabe ist dasselbe, wie es uns noch der Gebrauch in Mitgift verrät. Die Niederdeutschen sagen noch Vergift, die Vorsilbe soll das Verkehrte des Gebens ausdrücken. Das spitze Wort Gift allein hat die Bedeutung der üblen Gabe behalten. Man muß allerdings vor 100 Jahren in Tirol auch den Ausdruck „vergeben“ noch so verstanden haben, wie ein Wortspiel in einem Lästergedicht auf die Jesuiten beweist, daß sie dem Ganganelli „nicht zwar verziehen, aber vergeben“ hätten (vgl. Duhr, 100 Jesuiten-fabeln. Freiburg 1902, S. 80, und Jesuiten-Fabeln, 1904, S. 69). Woher die Giftflasche als Jesuitenattribut stammt, erscheint einem zunächst rätselhaft. Aber wenn man die Umstände der Aufhebung des Jesuitenordens und die Gerüchte um den Tod des Papstes Klemens XIV. (Ganganelli) in Pastors Papstgeschichte auf sich wirken läßt, begreift man, wie eine Verleumdung entstehen konnte, die vielleicht an die alten Jesuitenapotheken und das Verdienst des Ordens um die Einführung wichtiger Drogen aus den Missionsländern böswillig oder einfältig anknüpfte. Neben der Chinarrinde, dem berühmten Fiebermittel, nenne ich nur den Jesuitertee, den Mate, und die Ignatiushohnen, die Strychnin liefern.

Gift und Gabe liegen nahe beieinander. Der Grieche braucht dasselbe Wort „pharmakon“ für Heilmittel und für Gift. Die Ableitung des lateinischen „venenum“ weist zunächst auf Schönheitsmittel, und das französische „poison“ ist zunächst eine „potio“, wohl ein Heiltrank gewesen. Wenn solche



Euphemismen gebraucht werden, so fühlt der Volkskundige die instinktive Angst der Leute vor einem heimlichen, gefährlichen Feind heraus, den man nicht berufen möchte. So ist das Gift in die Nebel des Unberechenbaren, Zaubenhaften oder Schicksalhaften eingetaucht. Solch ein Wort ist eine Sensation in sich, deshalb ein beliebtes Kampfmittel in allerhand Kriegszeiten, und es wird auch gern in übertragener Bedeutung gebraucht. Sollte es sich nicht lohnen, auf Wesen und Sinn des Giftes einzugehen? Furcht und Fabel sind verbündet. Wissen vertreibt die törichte Furcht, freilich auch den törichten Leichtsin. Mit Gift ist nicht zu spassen.

Wenn man von Gift spricht, meint man einen Angriff auf Menschenleben und Lebendes überhaupt. Angreifer sind wohl auch Kugel, Dolch, Stein-schlag, Fallbeil, Feuertod und in letzter Zeit besonders Autoreifen. Diese Dinge haben mit Gift und Vergiftung an sich nichts zu tun, wohl aber vielleicht alle andern Todesursachen, insofern sie eine Erstickung herbeiführen, Herz und Lungentätigkeit zum Stocken bringen, also schließlich eine Blutvergiftung verursachen. Gifte sind chemisch wirksame Stoffe, die auf den Chemismus des lebenden Körpers störend einwirken. Das chemische Gleichgewicht in unserem Körper ist ein außerordentlich empfindlich eingestelltes Spiel und Gegenspiel von Massen und Energien, das natürlich durch grobe chemische Mittel, manchmal aber auch durch feinste Beimischung schwer verstimmt oder unmöglich gemacht werden kann. Schwefelsäure und Scheidewasser sind gewiß starke Gifte, aber nicht die eigentlichen Vertreter, an die man bei dem Worte zuerst denkt. Das sind vielmehr die klaren Tröpfchen, die beim Biß der Kreuzotter an den hohlen Oberkieferzähnnchen austreten, oder die braune Masse, mit der die Malaien ihre Pfeilspitzen bestreichen, oder die weiße Paste, die man im Rattenspeck verbirgt. Kleinste Mengen reichen zuweilen aus, um den ganzen Lebensapparat außer Betrieb zu setzen.

Doch ist der Umfang der Wirkung nicht wesentlich. Auch das Tröpflein, das am Wespenstachel erscheint, ist Gift, wenn es auch nur eine Fingeranschwellung verursacht und einige Nerven aufweckt. Gleichfalls der Mückenspeichel und das mit Unrat behaftete Haar der Prozessions-raupe, das nur die Haut reizt. Und endlich ist auch der Polyp giftig, wenn-gleich der Inhalt seiner Nesselkapsel uns nicht mehr ans Lebendige kommt. Für seine Beute, den kleinen Wasserfloh, bedeutet derselbe Inhalt das Ende des chemischen Gleichgewichts. Noch winziger sind die Mengen, die von dem einzelnen Bakterium hervorgebracht werden. Kleinste Mengen genügen aber, um ganz unheimliche Wirkungen hervorzurufen. Recht gut bekannt ist das giftige Produkt des Wundstarrkrampfbazillus, das Tetanustoxin. Kultiviert man etwa Wundstarrkrampfbazillen auf einem Nährbouillon, so tritt das Gift in die Flüssigkeit und läßt sich aus ihr in einem ziemlich reinen Zustand gewinnen. Dies von den Bakterien ganz befreite Gift hat eine furchtbare Leistungsfähigkeit. Etwa 0,00005 mg töten eine Maus von 15 g. 0,23 mg sind für den Menschen tödlich.

Wie die schädigende Wirkung der Bakterien aufzufassen ist, entzieht sich zum Teil noch unserer Kenntnis. Man ist froh, wenn man die Bakterien überhaupt erst einmal sieht. In manchen Fällen von Ansteckenden



Krankheiten, bei denen man immer Bakterien vermutet, sind sie noch nicht gefunden oder als äußerst klein aufgezeigt.

Ob nun das Gift ein Sondererzeugnis oder ein Stoffwechselabfallstoff der Bakterienzellen oder ein Reaktionsprodukt der befallenen Körperzellen ist, oder vielleicht alles zusammen, das ist nicht leicht und auch wohl nicht einheitlich zu beantworten. Möglich sind alle diese Fälle. Der Müll oder die Schlacken des menschlichen Stoffwechsels, beispielsweise Schweiß oder Harn, sind für manche Organismen Gift, für gewisse Bakterien aber ausgezeichnete Nährböden. Und umgekehrt sind die Erzeugnisse vieler Bakterien uns recht sympathisch, denken wir nur an Käse, Yoghurt, Sauerkraut, während die vorhin genannten Krankheitserreger unserem Körper höchst feindlich gegenüberreten. Sie überreizen die Nerven oder stumpfen sie völlig ab, sie lähmen die Muskeltätigkeit oder übersteigern sie, erhöhen die Körpertemperatur, verklumpen das Blut oder lösen die Blutkörperchen auf. Schließlich führen sich alle diese Wirkungen auf Beeinflussungen durch chemische Stoffe zurück, auf Gifte, Toxine.

Aber wenn wir die Eigenart dieser Giftwirkungen treffen wollen, dann müssen wir die lebenden Bakterienzellen mitrechnen. Und da beginnt dann eigentlich das Unheimliche des Giftes. Einige dieser unsichtbaren, unwägbaren Keime genügen, den Tod in ein Heer zu tragen. Wie viele Kriege sind durch diese kleinsten Kampfmittel entschieden worden! Das ist das Düstere, Schicksalhafte der Pest, der Seuche, der Epidemie. Unsere Generation kennt das kaum noch aus eigener Anschauung. Die Cholera in Hamburg am Ende des vorigen Jahrhunderts war die letzte große Pest in Mitteleuropa, das Kindersterben in Lübeck ein überraschender Beweis für die Gefährlichkeit eines Feindes, den man gebändigt glaubte. Welch ein Schreckgespenst war früher das Miasma, das die Wohnhäuser verhexte, ganze Berghänge zu Todeshalden und fruchtbare Niederungen zu öden Giftkammern machte! Der Schleier des Geheimnisses ist gefallen. Pasteur und Koch und viele andere Mikrobenjäger haben uns die Erreger der Seuchen kennen gelehrt. Winzige Lebewesen sind es, Milliarden von ihnen gehen auf einen Zentimeterwürfel. Das Geheimnis ihrer Wirkung ist das Geheimnis des Lebens. Ihre Vermehrungsfähigkeit macht sie so stark. Was heute ein einziges Stäbchen ist, mag übermorgen eine Billion sein. Dieses Leben ist der Tod des befallenen Opfers. Eine winzige Wunde genügt als Einfallstor, eine gewisse Zeit ist erforderlich, in der die eingedrungenen Feinde ihre Zahl ins Ungemessene steigern, dann ist der Endkampf zu Gunsten der Kleinen entschieden.

Nur ein Wunder, daß die Welt nicht längst entvölkert ist! Es gibt also eine Möglichkeit, sich diesen Feinden entgegenzustellen oder sich der Wirkung ihres Giftes zu entziehen. Der gesunde Körper läßt sie gar nicht eindringen, die zufällig eingedrungenen werden durch Gegengifte gelähmt oder aufgelöst, durch Freßzellen gar verspeist oder durch besondere Dammbauten abgekapselt. Es ist in der wirklichen Welt gar nicht richtig, daß einzelne Bakterien einen großen Lebensapparat vernichten können. Man kann den Spieß geradezu umdrehen und sich wundern, daß bei all den ausgezeichneten Schutzvorrichtungen der höheren Lebewesen sich



diese primitiven Bakterien überhaupt noch haben halten können. Der Rest des Rätsels löst sich so, daß bald die Menschen und bald die Bakterien versagen. Es gibt heute noch giftfeste Menschen, und es gibt heute noch richtige Epidemien. Aber die genaue Kenntnis der Erreger der Seuchen hat ihnen einen großen Teil des Schreckens genommen. Wir bekämpfen sie nicht mehr mit ungewissen Taten, sondern mit zielsicheren Mitteln, wir spielen gar Bazillen gegen Bazillen aus und machen aus Mördern Heilgehilfen.

Was genannt wurde, ist nun eigentlich noch nicht das Gift im alltäglichen Verstande gewesen. Wenn die Stiefmutter im letzten Zeitalter bei Ovid Gift braute, so sind das „*lurida aconita*“, Pflanzengifte. Sie scheinen auch die vorzüglichsten Gifte der Primitiven zu sein, und sie haben als Pfeilgifte hervorragende wirtschaftliche Bedeutung. Sehr viele vereinigen den Doppelsinn von Pharmakon in sich, werden in der Hand des Jägers oder auch des Unkundigen, natürlich auch des Verbrechers, zum Gift und in der Hand des Arztes zum hochgeschätzten Heilmittel. Ihre Zahl ist außerordentlich groß, und die wichtigsten sind allbekannt. Schirling und Sturmhut, Seidelbast und Eibe, Tollkirsche und Stechapfel, Fingerhut und Nachtschatten, Wolfsmilch und Einbeere, um wenigstens einige einheimische Vertreter zu nennen. Weil sie bekannt sind, kann man sie als weniger gefährlich betrachten. Die Pilze sind bedenklicher. Alle alten Exemplare sollte man meiden. Der bei Pilzvergiftungen festzustellende Übeltäter ist allerdings gewöhnlich derselbe, der Knollenblätterpilz. Doch soll man ja nicht meinen, daß dieser muffig riechende Kobold nun der Feind jedes lebendigen Protoplasmas sei. Er wird mindestens ebenso häufig wie andere Pilze von Schnecken und Käferlarven angefressen. Die bunte Raupe des Wolfsmilchschwärmers nährt sich ausschließlich von diesem giftigen Gewächs. Den Amseln bekommen die Tollkirschen ganz ausgezeichnet. Ein Gegenstück: Wir schätzen die Mandelkerne, von denen wenige genügen, um Eichhörnchen zu töten.

Die wärmeren Gegenden liefern auch die gefährlicheren Gifte, Strychnin, Curare, Cocain, Strophanthin usw. Die Pfeilgifte, wie etwa das berühmte Upas der Malaier, enthalten Mischungen solcher Pflanzensäfte. Manche von ihnen sind von verheerender Wirkung, wenn sie in die Blutbahn eingeführt werden, töten das Jagdtier sofort, aber beeinträchtigen seine Genießbarkeit keineswegs, da sie im Magen zersetzt werden. Auch gegen sie gibt es Abwehrmaßnahmen des Körpers, wie der Unterschied zwischen der Wirkung der ersten und der tausendsten Zigarette beweist. Aber dieser Schutz des Körpers ist doch sehr begrenzt. Gegen Morphin und Alkohol hilft schließlich kein Gewöhnen, sobald die Menge gesteigert wird. Am Ende liegt die Entscheidung immer bei der Menge: die Masse wird zum Gift. So kann Wasser zu Gift werden. In China sollen sich Selbstmörder des harmlosen Kochsalzes bedienen. Ein übermäßiger Fleischgenuß kann zu Erscheinungen führen, die man am einfachsten als Vergiftung auffaßt. Endlich gibt es auch Gifte, die als solche sich nur für bestimmte Personen erweisen, z. B. der Blütenstaub beim Heuschnupfen



oder die Drüsenausscheidungen der *Primula sinensis*, die nur bei gewissen Menschen Hautausschlag hervorrufen.

Wenn wir nun nach dem Sinn des Giftes fragen, so haben wir uns durch den allgemeinen Überblick die Antwort nicht leichter gemacht. Je mehr wir berücksichtigen, um so vieldeutiger mag die Antwort werden. Vielleicht hört mancher die Frage selbst nicht gern. Mir scheint sie auch dann angebracht, wenn ich an der Antwort verzweifelte oder sie nur in ganz unbestimmter Form geben müßte. So haben wir ja auch über die Wirkungsweise der Bakterien uns nur sehr unbestimmt ausgedrückt. Aber die Frage: Wozu das Gift? führt auf ein „verbotenes“ Gebiet, zur Zweckmäßigkeit in der Natur. Teleologie ist manchen Leuten ein Gespenst. Damit will ich sagen, daß der Schrecken anerzogen ist, nicht in der Sache begründet liegt. Die Sache selbst leugnet niemand. „Besteht nicht trotz aller kausalen Erklärung die Zweckmäßigkeit in vollem Umfange zu Recht? Und gibt es wirklich eine Biologie, in der von dieser Zweckmäßigkeit keine Rede wäre? Wer nicht bemerken wollte, daß der Heliotropismus für die Pflanze und ein bestimmter Knochenbau für die Wirbeltiere ein wesentlicher Vorteil ist, wäre doch ein Idiot, und ebenso, wer nicht bemerken wollte, daß das Auge tatsächlich zum Sehen eingerichtet und die Befruchtungsorgane einer Blüte und die Insekten einander zweckmäßig angepaßt sind. Es genügt auch ein einziger Blick in irgend ein beliebiges biologisches Lehrbuch (auch wenn es ein fanatischer Mechanist geschrieben hat), um zu erkennen, daß die ganze Biologie von diesem Gedanken an die Zweckmäßigkeit der Organismen durchtränkt ist und keine noch so weitgehende kausale Analyse das jemals ändern wird. Es kann also kein anderer Schluß daraus gezogen werden als der, daß kausale und teleologische Betrachtungsweise nebeneinander zu Recht bestehen.“<sup>1</sup>

Warum soll ich nicht sagen können: Die Backenzähne des Kaninchens sind dazu da, um die Kohlblätter zu zerkleinern? Sie zerkleinern sie tatsächlich ausgezeichnet. Sie werden gewiß nicht von den Blättern so ausgebildet (von der phylogenetischen Bildung einmal abgesehen), sondern sie werden von dem Körper, der die Blätter noch gar nicht kennt, so angelegt und angefertigt, daß sie für die Zerkleinerung von Pflanzenstoffen besonders geeignet erscheinen. Warum soll ich das nicht zweckmäßig nennen? Kohl zermahlen ist Ziel oder Zweck, dem entsprechen sie, also nenne ich sie zweckmäßig oder zweckentsprechend. Natürlich sage ich damit nicht, daß das Kaninchen oder die Zähne dieses Ziel erfassen oder danach streben, sondern zunächst sehe nur ich diese Beziehung zwischen den Zähnen und dem Futter und zwar viel früher und leichter als irgend eine kausale Beziehung, und diese naheliegende Erkenntnis bringe ich auf eine einfache Weise zum Ausdruck, indem ich die Zähne dem Zwecke des Pflanzenkauens entsprechend nenne. Die logischen Bedenken, die etwa Driesch<sup>2</sup> besorgt machen, können mich wohl zwingen, in einer wissenschaftlichen Abhandlung den Zweckbegriff nur mit einer kritischen Ein-

<sup>1</sup> Bavink, Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaft (Leipzig 1930) 364.

<sup>2</sup> Das Wesen des Organismus. In dem Sammelwerke: Das Lebensproblem im Lichte der modernen Forschung (Leipzig 1931) 422.



leitung einzuführen, aber sie können mir den Alltagsgebrauch dieses Alltagswortes doch keineswegs verwehren. Wie ich dem Sextaner einen Punkt von 4 qcm Kreidepulver hinmale, obgleich ich ihn zur Ausdehnungslosigkeit des Punktes hinführen will, und wie ich ihm gestatte, daß er mittags die Sonne den höchsten Punkt erreichen läßt, obgleich ich ihn über Ptolemäus hinauszuführen gedenke, so gebrauche ich auch das Wort Zweck in der Biologie mit frohem Gewissen zur Einführung naheliegender Beziehungen, ohne mir die Möglichkeit einer späteren Präzision oder auch Revision zu verbauen. Aber man fürchtet, daß das Wort Zweck zugleich einen über den Naturdingen stehenden Zwecksetzer mitbejaht. Erstens ist das fraglich, denn bekanntlich haben die mechanistischen Evolutionisten zeitweilig sehr in Teleologie getan, zweitens bin ich vor dieser Konsequenz, wenn sie wirklich so einfach naheläge, keineswegs bange, und drittens ist mir überhaupt alles, was Konsequenz heißt, gleichgültig, wenn ich einwandfrei vorgegangen bin. — Nun zu unserer Giftfrage.

Tatsächlich hat die Arbeitsbiene ein Instrument, das nicht nur stechen kann, sondern auch eine eigentümliche Flüssigkeit in die Wunde praktiziert, die man gemeinlich als Bienengift bezeichnet. Sicher hat die ange deutete Fähigkeit etwas mit der auffallenden Tatsache zu tun, daß die süßen Vorräte des Bienenstockes von manchen Wesen, die darauf an und für sich erpicht sind, im Besitz der Bienen belassen werden. Es verschlägt nichts, daß dieser Schutz kein absoluter ist. Auch das ist zunächst nebensächlich, daß die einzelne Biene bei dem schützenden Stich den Tod findet. Es braucht ferner die Möglichkeit nicht ausgeschlossen zu werden, daß das Gift oder der Stachel noch andere Verwendung hätte, das Gift etwa zur Konservierung oder Verdauung, der Stachel etwa als Fühler diene. Das Bienengift behält trotz alledem die Bedeutung, die der von kritischen Skrupeln nicht verschüchterte Menschenverstand seinen Hauptzweck nennt, den Stock vor Näschern zu schützen. Der Stich der Biene A, deren Gift dem honigglüsternden Knaben die Nerven kräftig reizt, hat ohne Zweifel die Tatsache zur Folge, daß der Knabe sich zurückzieht. Die Bienen B bis D, die stechen können, aber nicht wirklich stechen, wirken durch ihre festgestellte oder vermutete Existenz auf gewisse Nervenknotten des Angreifers mit dem Erfolge, daß er wegbleibt. Von diesen kausalen Zusammenhängen schreite ich nun in meiner Erkenntnis weiter zu der Verallgemeinerung: Alle Bienenstachel, selbst die noch in Entwicklung begriffenen, haben etwas mit der Abwehr von Feinden des Stockes zu tun, sie werden dafür angelegt, sie haben diesen Zweck. Sagen wir ängstlichen Gemütern zulieb: Sie scheinen diesen Zweck zu haben, dann ist die Aussage absolut einwandfrei, aber soweit mein Empfinden urteilen kann, reichlich pedantisch. Warum wir im Bereiche der Biologie vor teleologischen Gedankengängen Scheu haben sollten, ist heute doch recht schwer zu verstehen, da sich mit ihnen die Physiker unter Vorgang von Sommerfeld und Planck<sup>3</sup> sogar in der Physik glauben abfinden zu müssen.

<sup>3</sup> Beifällig zitiert u. a. von Rhumbler in dem oben genannten Sammelwerke: Das Lebensproblem im Lichte der modernen Forschung 76.



Wir werden oft eine Einschränkung unserer Aussage beifügen, ein „es scheint“ vorausschicken müssen, nicht wegen logischer Bedenken, sondern wegen der Undurchsichtigkeit des Zusammenhanges, des kausalen ebenso wie des finalen. Das ist keineswegs entmutigend. Die Sache liegt oft recht klar, wie bei den Kaninchenkiefen und dem Bienenstachel, aber nicht immer. Es ist auch nicht zu beweisen, daß alles seinen Zweck habe, oder daß er uns bekannt sei, oder daß jedes Ding nur einen Zweck habe oder diesen unfehlbar erreiche. Man hat gemeint, daß Schlangen vielleicht die vergiftete Maus leichter verdauen, und darauf hingewiesen, daß die Giftdrüse in die Reihe der Speicheldrüsen gehört. Die erste Behauptung ist nicht besonders wahrscheinlich, aber wäre sie auch nachgewiesen, so wäre dadurch für den schlicht arbeitenden Geist nur ein neuer Zweck aufgezeigt, aber doch nichts gegen die Zweckmäßigkeit als solche oder die Bedeutung des Giftes als Abwehrmittel und Jagdwaffe gesagt. Auch beim Bienengift ließe sich vielleicht an ein Hilfsmittel zur Zubereitung der Nahrungsvorräte denken, wenngleich mir die Beweisführung bislang als brüchig erscheint. Aber damit hörte das Gift doch nicht auf, für mich Gift und Abwehrmittel zu sein. Blut ist Blut, also ein innerhalb des Organismus verwandtes Stofftransportmittel und Zellmedium, auch beim Ölkäfer, bei dem es anscheinend zugleich als Abwehrmittel eine Rolle spielt. Die kritischen Untersuchungen Heikertingers (Die Frage der Schutzanpassungen im Tierreich. Karlsruhe 1927) haben uns wohl zu vorsichtigen Beurteilern, aber keineswegs zu Leugnern der Schutzanpassungen gemacht.

Wir werden oft genug gestehen müssen, daß wir weder Ursache noch Zweck von Naturerscheinungen zu durchschauen vermögen. Das gilt wohl schon von den meisten Pflanzengiften. Daß die Tollkirsche für die Pupillenerweiterung da sei oder der ältergewordene Pilz sich durch sein Gift schützen müsse, das ist nur als Scherz hinzunehmen. Doch läßt sich wohl nichts gegen die Fragestellung einwenden, wenn man von der Beziehung zwischen Fruchtform und Samenverbreitung aus untersuchte, ob das Atropin der Tollkirsche in irgend einer Weise die Samenverbreitung sichere oder begünstige. Schwer deutbar ist auch der Sinn der Bakteriengifte, zumal wenn diese Wesen so intensiv wuchern, daß sie sich in kürzester Zeit selbst ihre Existenzmöglichkeit nehmen. Gewiß wird man uns auf die Mineralisierung organisch gebundener Stoffe im Dienste des weiterstürmenden Lebens verweisen, aber das Problem des Todes, das damit angeschnitten wird, kann hier auch nicht einmal in Andeutungen erledigt werden.

Andererseits wollen wir nicht unterschlagen, daß fast alle Pflanzengifte als Arzneien verwendet werden, daß überstandene Infektionen einen Schutz des Körpers darstellen, daß es ein Ringen und sich Anpassen gegenüber den meisten Giften gibt, daß sich Bakterientoxine, Schlangenbisse und Pflanzengifte ohne Zwang in die Reihe der Naturgewalten einfügen lassen. Elektrische Hochspannungen, Wasserströme, von der Schwere bewegte Felsmassen bedrohen in ganz ähnlicher Weise Menschenleben oder das Leben überhaupt und fördern es zugleich. Die Aufgabe des Men-



schen heißt: Erkennen und meistern. Man könnte die Gifte den Gesamtangriff chemischer Kräfte auf den Chemismus des Lebens nennen. Die gefährlichsten sind nicht die starken Säuren, sondern die winzigen Bakteriengifte. Das Wissen macht uns kühl und vorsichtig.

## Religiöses in zwei modernen Romanen

Von Hubert Becher S. J.

Es mehren sich in den modernen Romanen Beispiele, die zeigen, daß auch das Religiöse wieder mehr Eingang in die Dichtung gewinnt. Offenbar hängt diese Tatsache mit der Abwendung vom Naturalismus zusammen. Doch ist damit noch nicht der echte Sinn für das Übernatürliche gewonnen. Oft handelt es sich um nichts anderes, als um das rationalistische Unternehmen, das Religiöse psychologisch zu erklären und seine „unterbewußten“ Quellen zu fassen. Es hat zum Beispiel W. v. Scholz an seinen Stoffen „Perpetua“ und „Der Weg nach Ilok“ gereizt, zu versuchen, das Mystische der religiösen Hellscherin zu entwirren oder das Wunder einer Erscheinung wie Johannes Capistran verständlich zu machen in der Analyse des Heiligen und der Volksseele, die ihn trug, erhob und, wie Scholz meint, verwirrte. Obwohl eine solche Auflösung allem Heiligen nicht gerecht werden kann, offenbart sich doch große dichterische Einfühlungskraft und werden wir auf Zusammenhänge des Irdischen und Überirdischen aufmerksam.

Die dichterische Nachzeichnung ging auch wieder daran, das Leben Christi sich zum Vorwurf zu nehmen. Neben historischen Romanen versuchte man, Christi Leben in die Gegenwart und in andere Umwelt zu versetzen, um ihn uns näherzubringen. An Timmermans oder auch Wittig sei nur erinnert. Am meisten Aufsehen erregte G. Hauptmanns „Narr in Christo Emmanuel Quint“, der das öffentliche Leben des Heilandes nachzuzahlen sucht. Man weiß nicht recht, hat den Dichter die Absicht geleitet, das religiöse Gefühlsleben der Bewohner der schlesischen Berge und der Lausitz zu zeichnen, dem Böhme, Czepko, Weigel und so viele pietistische Sekten diesseits und jenseits der Grenze entstammen, oder stehen wir hier vor dem rein gedankenmäßigen Unterfangen, etwas wie eine Christuslegende zu schreiben. Es war ja noch die Zeit, da rationalistische Erklärungsversuche Leben und Wunder des Heilandes natürlich zu deuten versuchten. Jedenfalls arbeitete Hauptmann mit viel Bewußtheit an seiner geschickten, halb blasphemischen Zusammenstellung, hinter der der überlegene Spötter stets sichtbar bleibt.

In diesem Jahr hat es Otto Brües unternommen, die Kindheit Jesu von der Auserwählung seiner Mutter bis zur Flucht nach Ägypten (Hunsrück) ins Jahr 1758 und auf rheinischen Boden zu verpflanzen<sup>1</sup>. Zwischen Köln und Bonn liegt Nazareth, Köln ist Jerusalem, Bonn Bethlehem. Es fehlen nicht Simeon und Anna; das wunderlichste sind die Heiligen Drei Könige: chinesische, afrikanische und holländische Kauffahrer, die mit abenteuer-

<sup>1</sup> Die Wiederkehr, Roman von Otto Brües, Berlin 1932, G. Grote. Geb. M 5.80.